

Gibt es ein phänomenologisches Schreiben?

Die Ambiguität der husserlschen Schreibweise

NATALIE DEPRAZ (PARIS)

Das Thema der vorliegenden Untersuchung kann hinsichtlich des Zugangs zur Schreibweise Husserls wie seiner Textarten von vornherein eingegrenzt werden. Zum einen wird die husserlsche Schreibpraxis und nicht seine (aporetische, problematische, metaphysische, logozentrische) "Theorie" der Sprache den Gegenstand unserer Überlegungen bilden. Diese Eingrenzung impliziert, daß der Interessenschwerpunkt in bezug auf kritische phänomenologische Perspektiven wie die von Merleau-Ponty oder die neueren von Derrida¹ verschoben wird. Zum zweiten soll die Schreibweise Husserls hier bevorzugt in seinen Forschungsmanuskripten untersucht werden, die er in Form von "monologischen Meditationen"² für sich selbst schrieb und die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren – ob als Vortrag, Vorlesung oder gar als Buch.

Diese doppelte Einschränkung zieht zwei Konsequenzen nach sich. Erstens läge es nahe, angesichts der Position Husserls, die bezüglich der logischen Sprache ebenso wie hinsichtlich der Sprache der intersubjektiven Kommunikation nicht geklärt ist und nicht einheitlich ausfällt, diese zu kritisieren oder eine entgegengesetzte einzunehmen. Es sei denn, man machte es sich, so wie E. Fink, zur Aufgabe, direkt die Kriterien einer *transzendentalen Sprache* zu definieren. Sich hingegen auf der Ebene des *Schreibvollzuges* zu situieren heißt, nach der Möglichkeit eines *phänomenologischen Schreibens* zu fragen, die von Husserls expliziten Aussagen zur Sprache unabhängig ist und sogar mit dieser nicht unbedingt verträglich sein muß. Wenn Husserls Konzeption der Sprache – selbst im Rahmen einer transzendentalisierten Logik – von der klassischen (mathematischen) Forderung nach Eindeutigkeit und von einer begrifflichen (substantiellen) Bestimmung der Sprache abhängig bleibt, so bringt seine tatsächliche Schreib-

praxis einen Modus der Diskursivität zur Erscheinung, der sich diesen Abhängigkeiten deutlich genug entzieht, um einer eigentlichen Form der phänomenologischen Sprache anzugehören. Uns stellt sich daher hier die Aufgabe, diese Praxis zu thematisieren, für sich selbst zu analysieren und zu reflektieren, um die Möglichkeit einer phänomenologischen Sprache freizulegen, deren explizite Requisiten dann noch zu bestimmen sind.

Zum zweiten ist es notwendig, unter den Aussagemodi, die Husserl praktiziert hat, verschiedene Schreibarten zu unterscheiden. In seinen Vorlesungen und Vorträgen bleibt die Form klassisch: Sie paßt sich der prädikativen Artikulation an. In seinen Forschungsmanuskripten dagegen ist die Aussage deutlich inchoativer, ja chaotischer: Die Syntax ist ex-artikuliert, zuweilen sogar so, daß selbst das Verb, der logische Angelpunkt der Prädikation, zugunsten des Nomens wegfällt.³ Die sprachlichen Formen beschränken sich damit auf einfache Nominalisierungen⁴ oder sogar auf fragmentarische Äußerungen, deren minimale, für ihre Intelligibilität unverzichtbare Syntax zum Beispiel in der Übersetzung wiederherzustellen ist. Der Begriff der Intelligibilität scheint allerdings als regulative Norm der philosophischen Akzeptierbarkeit problematisch, insofern diese Manuskripte sich mehr an ihrer sondierenden Erfindungskraft als an der reinen Intelligibilität ihres Gehaltes messen. Demnach ist die Wiederholung selbst beredt: Sie ist Indiz für eine Aufmerksamkeit, die Husserl als Praktiker den formalen Variationen desselben Gedankeninhaltes widmet, um am Ende der Anschauung für das nicht-diskursive Sehen die angemessenste Formulierung freizulegen. Dies setzt voraus, daß der Ausdruck hinreichend weitschweifig, wenngleich *stricto sensu* nicht redundant ausfällt, mit anderen Worten also zugleich Schlacken, Residuen und herausragende Kristallisationen bietet. So legt die Schreibpraxis auch eine Form der Eidetik *in actu* frei, in der das Eidos, der gemeinte Sinn, aus formalen Variationen freigesetzt wird, die aus vielfältigen Ausdrücken, wirklichen Möglichkeiten und aktuellen imaginären Variationen bestehen. Dem eidetischen Verhältnis zwischen Tatsache und Wesen oder zwischen singulärem Beispiel und allgemeinem Begriff entsprechend, ist die Beziehung zwischen Ausdruck und Sinn zweifach: Der Sinn kann als solcher nur hervortreten, wenn er sich von den Eigenarten und Modalitäten seines Ausdrucks

losreißt, sie überschreitet, jedoch ohne ihnen gegenüber jemals gleichgültig zu sein, da er gerade aus ihrer Eigenart seine eigene semantische Verdichtung schöpft.

Formulieren wir kurz, bevor wir die erwähnte extreme und verhältnismäßig späte phänomenologische Schreibweise untersuchen, eine Vermutung, die jene prädikativen Aussagemodi betrifft, die wir – vielleicht ein wenig vorschnell – als "klassische" gekennzeichnet haben und auf die wir am Ende unseres Textes noch einmal zurückkommen werden. Sind sie nicht auch jenseits ihrer traditionellen formalen Charakterisierung durch strikte phänomenologische Merkmale des Schreibens geprägt? Und korrelativ dazu gefragt: Ob nun lexikalisch oder syntaktisch, muß das Phänomenologische notwendig eine sprachliche Verformung durchlaufen?

1. Ein Denken hervorbringendes Schreiben

Untersucht man die genannten Manuskripttexte (oder eher die transkribierten Stenogramme), so erstaunt der wenig gepflegte Charakter der Darstellung und insbesondere die karge Aufmerksamkeit, die der Korrektur der Syntax geschenkt wird. Ein Indiz unter anderen ist, daß das Verb oft an jener syntaktischen Stelle steht, wo es im Französischen erscheinen würde. Ein Beispiel unter vielen findet sich dafür im ersten Anhang des 14. Bandes der *Husserliana*: "Aber wir haben jetzt unter dem Titel *Monade ins Auge gefaßt* die Einheit ihres lebendigen Werdens, ihrer Geschichte."⁵

Wie es zu Beginn der *Cartesianischen Meditationen* heißt, wird nicht der literarische Effekt gesucht, sondern die Anspannung des Denkens. Mit anderen Worten steht im Vordergrund nicht die Sorge um die Rezeption, sondern die Forderung, zu einer klaren und nüchternen Formulierung des Problems zu gelangen.⁶ Das Niederschreiben der Forschung hat zum Ziel, neuen Denkmöglichkeiten einen Weg zu bahnen, und weniger, eine stilistisch geschliffene Darstellung durch transparente Begriffsgefüge zu geben. Der Stil wird hier nicht kultiviert, ohne daß er deswegen getilgt oder das Schreiben zum bloßen Übertragungsmedium des Denkens instrumentalisiert würde. Tatsächlich gehört die absolute Instrumentalisierung des Schreibens im strikten Sinne der Fiktion an. Iso Kern hat in seinem Vorwort zur *Hus-*

serliana XIII diesen eigentümlichen Zug des husserlschen Schreibens hervorgehoben: Diese Meditation wurde nicht

unter dem Gesichtspunkt der Systematik geschrieben, sondern in ihnen ist der faktische Gang der suchenden Gedanken niedergeschlagen.⁷ (Im selben Sinne charakterisiert er diese Schreibweise als "denkend-schreibend"): Was Husserl so meditierend schrieb, war weniger das, was er wußte, als vielmehr, was er nicht wußte. Er schrieb nicht, um sich Einsichten und Ideen zu notieren, sondern versuchte denkend-schreibend Einsichten zu gewinnen. (Diese) Forschungsmanuskripte bieten also weniger Resultate als Wege und auch Irrwege des Denkens.⁸

Das Schreiben ist hier eher die treibende, sogar erzeugende Kraft des Denkens als bloß dessen Übersetzung. Die Reflexion erscheint *in statu nascendi*, auf der Suche ihrer selbst, in der Tat notwendig repetitiv. Die Wiederholung ist somit, wie in der Musik, die Garantie möglicher Variationen – zunächst von Tempo und Tonintensität, die anfangs nicht wahrnehmbar sind, jedoch schließlich einer Modifikation zustreben, die sich in die Melodie selbst versetzen kann. Selbst die Form des *ostinato*, die als eine strikt wiederkehrende Struktur Variationsformen *a priori* ausschließt, kann mit der Zeit Variationsformen der ursprünglichen Form hervorbringen. Man trifft also nie auf pure Wiederholungen (selbst in der zeitgenössischen Gattung nicht, die sich "repetitive Musik" nennt), sondern notwendig auf eine "Entwicklung", so minimal sie auch sein mag.⁹ Die Lektüre der husserlschen Manuskripte erweckt also den Eindruck eines Schreibens, das sich der Wiederholung¹⁰ überläßt, das tatsächlich jedoch unter der ständigen, explizit formulierten Entfaltung von Implikationen steht, die in den Äußerungen mitschwingen. Zitieren wir hier ein paradigmatisches Beispiel:

Der Mensch und die Erde – wir und unsere 'Erde' – fremde 'Erden'. In ihm impliziert die anderen menschlichen ego, die 'Menschheit' als Monadenall: diese als meine Menschheit (mein Monadenall), die meiner Erde.¹¹

Die leibnizsche Resonanz dieser Äußerung ist hier unüberhörbar. Sie bildet das Echo einer Zeitigung des Satzes, dessen Neuheit sich proportional zur Intensität seiner Wiederholungen verhält. Die formale Rundstruktur (die zitierte Passage beginnt mit "der Mensch und die

Erde" und schließt mit "die [Menschheit] meiner Erde") gibt dem Begriff der Monade als Sphäre, die die ganze Welt enthält, einen wörtlichen Sinn, indem sie sich aus sich selbst heraus kontinuierlich entfaltet. Die Monade zeitigt nichts Neues, was sie nicht schon implizit in sich trüge. So entfaltet der zeitliche Übergang von der Beiordnung ("der Mensch und die Erde") zu einer genitivischen Unterordnung ("die [Menschheit] meiner Erde") die Erfahrung des Wohnens, die von Anfang an gegenwärtig ist: Das "und" bedeutet hier mehr als eine Beiordnung; es bedeutet eine *Zusammengehörigkeit* (im Sinne Husserls) des Menschen und des Irdischen. Der Genitiv, der die Passage abschließt, deutet folglich weniger die Subordination der Menschheit unter meine Erde, der Anthropologie unter die Egologie an, als vielmehr die Erfahrung der gegenseitigen Integration.

In dieser Hinsicht ist die Leseerfahrung aufschlußreich: Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf eine durchgehende Analyse von Mensch und Tier in der Welt, deren Fortschritt unmerklich die Welt-horizonte auseinanderlegt, insbesondere im Verlauf des vierten Absatzes des genannten Textes. Plötzlich jedoch intensivieren sich im Anschluß an die fünf ersten Absätze die Wiederholungen der nominalen Syntax und führen zu einer Schwelle, die den abrupten Übergang zum folgenden Absatz, zur Transzendentalität, erfordert: "Das ist eine zeitliche Rede", bemerkt Husserl¹² im Rückblick auf die fünf ersten Absätze. Die Zeitlichkeit des Diskurses als rekurrente Entwicklungsstruktur¹³ erscheint somit als "natürlich" im Sinne von "weltlich". Gleichwohl ist es nicht sicher, daß das transzendente Schreiben und Sprechen eine radikale Umbildung voraussetzt, weder des Inhaltes naturgemäß (dies widerspräche dem Sinn der Reduktion), noch im Grunde der Form.

Was muß sich in der Schreiberfahrung Husserls ereignet haben, um ihm diesen zu sehr zeitlichen Diskursmodus bewußt werden zu lassen, dem er unmittelbar danach seinen transzendentalen Modus entgegensetzt?: "Wir stehen in der Transzendentalität."¹⁴ Was muß sich in der Leseerfahrung abspielen, um den Leser, der sich die beschriebene Erfahrung im Leseakt aneignet, zu derselben Schlußfolgerung zu führen? Die Wiederholung allein, die sich durch Rekurrenz intensiviert, erfordert den Wechsel des Schreib- sowie Leseregisters. Es wird dann eine Schwelle erreicht, die den Übergang zu einem anderen Aus-

drucksmodus und somit auch zu einem anderen Bewußtseinszustand notwendig macht. Aber diese Veränderung ist abrupt, gemessen an dem Sprung, den sie im Denken impliziert. Wie bekannt ist, beschreibt Husserl die Reduktion, diesen Übergang zur transzendentalen Einstellung, zuweilen als Sprung, als plötzlichen Bruch und jähe Unterbrechung – mag er auch bei anderer Gelegenheit eine solche Auffassung der Reduktion als ungenügend kritisieren. Etwas wird ausgelöst und mit einem Mal hat das Bewußtsein die fortschreitende Intensivierung seiner Erfahrung so weit erfaßt, daß es auf einer anderen Ebene steht. Das Schreiben zeitigt, das heißt, es kapitalisiert die Zinsen des Geschriebenen solange, bis es von sich aus, von der akkumulierenden Wirkung des Geschriebenen aus, die Freisetzung oder Verausgabung hervorruft, die den Diskurs in einen anderen Bereich versetzt.

Mit anderen Worten und allgemeiner gesagt, schreibt man Seite um Seite bis zu jener Entdeckung, die alles dicht und präzise in einer einzigen Formulierungen zusammenhält. Doch alle vorhergehenden Rohfassungen waren nötig, um einem formalisierten Aufblitzen des Denkens Anlaß zu geben. Ist es das, was Husserl mit der Unterscheidung zwischen weltlichem (zeitlichem) und transzendentelem (phänomenologischem) Schreiben meint? In diesem Fall jedoch ist klar, daß die beiden Schreibmodi in keinem Gegensatz zueinander stehen, da die eine das Auftreten der anderen ermöglicht. Ohne ausgeschriebene Zeitigung gibt es kein formales Wiedererfassen eines in Koinzidenz erfaßten Gedankens. Wenn das transzendente Schreiben nichts Zeitliches mehr ist, aber die kumulative Sukzessivität nichtsdestoweniger die Bedingung *sine qua non* seiner Entfaltung ist, so scheint klar zu sein, daß das phänomenologische Schreiben sich nicht außerhalb der Sukzessivität entfalten kann, es sei denn, es gäbe sich selbst als diskursives Schreiben auf. Man kann sich nicht nur mit dem Fragment oder dem Aphorismus als einzigen Indizien der Transzendentalität des Schreibens zufriedengeben. Welches sind die Merkmale dieser neuen Art und Weise, zu sprechen und zu schreiben?

Dieses Schreiben, das nicht instrumentell ist, da es im Akt selbst das Denken hervorbringt, ist vortranszendental: Es steht dem Transzendentalen nicht entgegen, sondern stellt die Vorbedingungen im Bereich der Erfahrung selbst bereit. Wie *wird* das Schreiben transzen-

dental, und was ist ein *transzendentales* Schreiben?¹⁵ Es gibt eine Genese des transzendentalen Schreibens, eine stetige Transzendentalisierung des Schreibens, was weniger einen Sprung als einen Übergang und ein Hin-und-Her voraussetzt. Andere Darstellungen der Reduktion gehen ausdrücklich in diese Richtung – es sei denn, der Sprung müßte als eine Intensivierungsschwelle verstanden werden, der ein konstitutiver Bruch der Intensivierung vorausgeht. Denn die Genese selbst enthält mitunter Diskontinuitäten, abrupte Formen der Veränderung, die notwendig zu ihrer Ökonomie gehören.

2. Ein oxymorisches Schreiben

Wenn es im Ereignis des Schreibens selbst einen inkompressiblen Fluß gibt, so kann seine Zeitigung nicht zugunsten einer zeitlosen Dichte des Denkens vollständig aufgehoben werden. Aber zu verstehen ist, welcher andere Schreibmodus der Zeitigung mit der Reduktion zutage tritt. Wir möchten das *Oxymoron* als eine nichtsubstantielle zeitliche Kristallisationsfigur des diskursiven Flusses ansehen. Was bei der Lektüre des angeführten Manuskriptes auf einer mikroskopischen Ebene auffällt, ist der Eindruck eines Schreibens, das sich selbst nacheilt, das vor sich selbst her läuft, das eher vom Sinn mitgerissen wird, als tatsächlich zu einer vollständigen Fixierung zu gelangen, wie das folgende Beispiel belegt:

Ich bin. Von mir aus konstituiert die Zeit. Selbstzeitigung des ego in der stehend-urtümlichen Vor-Gegenwart. In weiterer Folge konstituiert Welt, besser, Welt gezeitigt mit ihren Erden – auf dem Wege über die Zeitigung der transzendental-monadischen Zeit als Form des transzendentalen Monadenalls, desselben, das objektiviert 'wir Menschen' ergibt – wir Menschen, zunächst die meiner, unserer Erde.¹⁶

Dieses Schreiben ist sicher nicht transzendental im kantischen Sinne, wo beim Schreiben selbst die Möglichkeitsbedingungen *a priori* der geschriebenen Aussage definiert würden. Seine Transzendentalität beruht vielmehr auf der Aposteriorität des Sinnes, auf seiner prinzipiellen Verspätung gegenüber dem Schreibakt selbst. Der Sinn ist weit davon entfernt, fertig und griffbereit dem In-Worte-fassen vorzustehen: Das Schreiben ist in seiner Genese die konstitutive, ja kon-

stituierende Dimension des Sinnes. Was wir weiter oben in bezug auf formale Ausdrucksvariationen und den Sinn angemerkt haben (bezüglich ihres Eidos, wo sich die Konturen einer Eidetik *in actu* des Schreibens abzeichnen, das durch die Verwirklichungskraft des Imaginären bewegt wird), kann hier in der genetischen Konstitution des Sinnes durch das Schreiben vertieft werden. Solch eine Transzendentalität *in actu* des Schreibens setzt diesmal nicht mehr die tatsächliche Möglichkeit der Einbildungskraft voraus, sondern die spezifische zeitliche Dynamik, deren Umrisse aufzuzeigen wir begonnen haben.

Es ist im übrigen nicht unbedeutend, daß dieser Aspekt sich besonders in Texten manifestiert, deren Thema gerade die ursprüngliche Zeitlichkeit ist: Die fortschreitende Ausbreitung der Zeitigung vom Ich zur Welt, welche die Zeit selbst, die anderen Menschen, die Tiere und die Erde durchläuft, findet ihren stilistischen Rhythmus in der Erweiterung der Satzstrukturen, die zu Beginn nach dem Bild des Ego-Aktes minimal ist und am Ende maximal, wenn die bedeutende Entfaltung der Implikationsstruktur erreicht wird, nämlich die Welt als Horizont der Horizonte. Es gibt demnach im Übergang von der einen Dimension der Schreiberfahrung, der natürlichen zur anderen, der transzendentalen, nicht – wie behauptet wurde¹⁷ – einen Unterschied des Inhalts, nicht einmal einen Unterschied der Form, sondern eine Intensivierung der Vorgängigkeit des Schreibaktes in seinem Verhältnis zum Sinn. *Das Schreiben zu transzendentalisieren, kommt im Grunde dem Versuch gleich, die diskursive Sukzessivität zu umgehen.* Das Schema Vorher-Nachher, das in der natürlichen Einstellung inkompressibel ist, gibt dem Schreiben den Anschein, der Sinnggebung irreversibel und aposteriori nachzukommen, während diese allererst aus dem Schreibakt resultierte.¹⁸ Deutlicher noch als eine dialektische Zirkularität von Sinn und Schreiben legt die transzendente Dimension die ursprüngliche Vorgängigkeit des Schreibens gegenüber dem Sinn frei. Hier ist das Schreiben noch nicht bloße Ausdrucksform eines Denkinhalts, sondern der sinngebende intentionale Akt. Es verbindet sich mit der Sprache der "Sachen selbst" aus den *Logischen Untersuchungen* und mit der Sprache der Erfahrung als intentionalem Sinn der Wahrnehmung und Wiedererinnerung aus den *Cartesianischen Meditationen*.¹⁹

Bedeutsam ist hier also weniger die Wortwahl als die Zeitigung des Schreibaktes, das heißt die Reduktion der prädikativen Syntax auf ihre einfachste, nominale Form. So hat man es, genau wie bezüglich der vorprädikativen Sphäre, die in der ersten Sektion von *Erfahrung und Urteil* von Husserl beschrieben wird, mit Termen zu tun, die ohne verbales Band aneinandergesetzt werden. Dort jedoch, wo die vorprädikative "Form" eine Bindung aufrechterhält, die – mag sie auch nicht durch ein Verb oder durch die Kopula verwirklicht sein – zumindest logischen Charakter hat,²⁰ bringen diese Manuskripte Ausdrücke hervor, die scheinbar in ihren Termen selbst einen Widerspruch enthalten – Ausdrücke, die weniger einer Logik des Paradoxes als einer, wie man sie kennzeichnen könnte, Logik des Oxymorons entstammen. Der Husserl der *IV. Logischen Untersuchung* hätte selbst die Logik dieser Ausdrücke als *widersinnig*, als "hölzernes Eisen" charakterisiert.

Ein Beispiel, das hier als Paradigma dient, ist Husserls Kennzeichnung des Urseins als "stehend-strömend" – ein Ausdruck, der in den Manuskripten der dreißiger Jahre häufig wiederkehrt. Wörtlich genommen hätte man es wohl mit einem Paradox zu tun.²¹ Doch in der antiken Rhetorik verweist dieser Ausdruck auf eine Art von Streitverfahren, das *Paradoxon-Schema*, das zunächst den Sinn hat, die Meinung zu schockieren oder zu verblüffen (*para-doxon*) und das in eine übergreifende Äußerungsstruktur der Überredung eingefaßt ist.²² Das Oxymoron hingegen bedeutet wörtlich und einzig dieses unvermittelte Auseinandersetzen der Gegensätze und schenkt der unterschiedlichen Rezeptionsmöglichkeit keinerlei Aufmerksamkeit. Es ließe sich natürlich auch von Antithese und Antinomie sprechen. Man wäre dann allerdings auf extrem logizistisch Strukturierendes des Widerspruchs oder des Widerstreits verwiesen, wie es Aristoteles, Leibniz oder sogar Kant expliziert haben. Husserls Schreibweise aber wird von einem solchen Logisieren nicht erfaßt. Der Terminus *Oxymoron* hat den Vorteil, in diesem Zusammenhang logisch kaum oder überhaupt nicht vorbelastet zu sein, da sein Sinn etymologisch im Griechischen nur aus der Verbindung zweier Adjektive hervorgeht, aus *oksys*, was scharf, stechend, sauer bedeutet, und aus *moron*, was abgestumpft heißt.²³

Nun sagt Husserl vom Ursein in dem zitierten Text auch, daß es aus einer Lebendigkeit hervorgeht, die keinen zeitlichen Modus hat und dennoch einer Art Gegenwart angehört. Das "Stehend-strömen" ist eine hervorragende Figur des transzendentalen Schreibens, die bestrebt ist, durch das Kristallisieren eines irreduktiblen Gegensatzes eine Form der Zeitlichkeit zurückzuhalten, einer Zeitlichkeit voranzugehen, die selbst nicht auf Sukzessivität reduziert werden kann. Diese transzendente Figur konzentriert eine außerzeitliche Zeitigung, die die Zeit hervorbringt, ohne selbst zeitlich zu sein. Sie entstammt somit einer einzigartigen Zeitigung, wo die Zeit sich selbst in ihrer Nichtzeitlichkeit vorzeichnet. Die Diskursivität scheitert infolge ihrer Irreversibilität daran, dieser Art von *coincidentia oppositorum* gerecht zu werden, die das Fließen als Stillstand zu formulieren versucht, die Vorgängigkeit als Aktualität oder die Einheit als jederzeit und für immer verfrüht. Es gibt hier mehr als die Ko-existenz von Gegensätzen. Es gibt Ko-existenz, da die beiden Terme nicht nur aneinandergereiht, äußerlich aneinandergesetzt werden: Sie treten am selben Ort und im selben Moment des Schreibereignisses auf. Ko-existenz bedeutet noch zu stark das äußerliche Verhältnis der beiden Terme und ihrer Verbindung durch ein "Nach". Ko-inzidenz definiert hingegen genau das, was nicht mehr Rekurrenz, sondern eine wahre Ko-okkurrenz der Gegensätze ist.²⁴

Auch der Ausdruck "absolutes Faktum" – durch verschachtelte Anführungszeichen präzisiert – wird dieser oxymorischen Schreibweise paradigmatisch gerecht, in der das Faktum (*le fait*) sich "ab-schafft" (*se dé-fait*),²⁵ das heißt, sich verabsolutiert: "Das Wort Faktum", sagt Husserl, "ist seinem Sinn nach verkehrt hier angewendet, ebenso 'Tatsache', hier ist kein Täter."²⁶ Indem es sich selbst verabsolutiert, erhält das Faktum dennoch seine einzigartige Faktizität, so daß es ihm tatsächlich gelingt, das Absolute zu relativieren: Dies wird dadurch bestätigt, daß das Absolute am Ende des Textes absolute Zeitigung wird. Das erklärt auch, weshalb der gesamte Ausdruck "absolutes Faktum" in Anführungszeichen steht: "Das Absolute ist nichts anderes als absolute Zeitigung, und schon ihre Auslegung als das Absolute, das ich direkt als meine stehend-strömende Urtümlichkeit vorfinde, ist Zeitigung."²⁷ Doch die Gegensätze gehen nicht von einem zum anderen über, durchdringen sich nicht, wie dies in einer dialektischen Logik der Fall wäre: Sie bleiben, was sie sind – sie selbst – durch das Ereignis ihrer Ko-inzidenz hindurch. Die unter-

scheidende, zweiwertige, naiv metaphysische Logik denkt in Gegensätzen, in deren Erbe Husserl selbst von den Logischen Untersuchungen an steht und von denen er noch lange abhängig bleibt (in den Ideen, aber selbst bis in bestimmte späte Manuskripte: Gegensätze wie Form/Materie oder hyle/morphe zum Beispiel). Diese dualistische Logik sieht sich im oxymorischen Schreiben ruiniert, und zwar nicht, indem sie dialektisch überwunden wird, sondern indem die Gegensätze in ihrer radikalen Opposition aufrechterhalten werden: Die Gegensätze bieten sich im absoluten Schock ihrer unvermittelten Ko-
 okkurrenz die Stirn. Die oxymorischen Kristallisationen antworten auf diese transzendente Notwendigkeit, die darin besteht, die Rekurrenzstruktur des natürlichen Schreibens, die durch ihre Entfaltung intensiviert wird, in eine Ko-inzidenz zu überführen, die die entstellende Veränderung behebt, indem sie die kontradiktorische Dualität zum Äußersten treibt. Im "an sich Früher-sein des Absoluten"²⁸ ist also eine Zeitigung gegeben, die selbst transzendental ist.

Was Husserl in dem zitierten späten Text in recht extremer Weise und sicher zu fragmentarisch schreibt, taucht schon vorher in anderen seiner Formulierungen auf. Diese erscheinen wie transzendente Inseln in seinem Schreiben, das sich zumeist unter der Herrschaft der Prädikation entwickelt. Es bietet sich an, die Ausdrücke "immanente Transzendenz" oder "transzendente Erfahrung" daraufhin von neuem zu befragen. Sie konzentrieren schon die radikalste Dualität, ohne sich – wie dies im Ausdruck "stehend-strömend" geschieht – mit einem Bindestrich zu belasten, der im Grunde noch ein Vermittler ist. Sie stellen die ersten Anfänge eines Schreibens dar, das die Ko-
 okkurrenz als zeitliche Figur der Nicht-Sukzessivität hervorbringt, indem sie die Rekurrenz durch eine intensivierende Entwicklung überstürzen.

3. Die transzendentalen Kristallisationen als Bedingungen einer Phänomenologisierung des Schreibens

Diese beiden Syntagmen "transzendente Erfahrung" und "immanente Transzendenz" werden in den *Cartesischen Meditationen* Husserls sehr häufig wiederholt. Sie erscheinen an den Schlüsselstellen auf dem Weg zur Intersubjektivität, der ganz einfach die Inter-

subjektivität *als* Weg darstellt. Sie berühren beide das schwierige Problem einer ursprünglich-intersubjektiven Egologie und formulieren es in einer bemerkenswerten Dichte.

Es wäre voreilig, sie auf eine Metaphysik zurückführen zu wollen, die entweder von der methodologischen Vorordnung der substantiellen Dualität oder von der Abstraktion der Verstandeslogik beherrscht wäre, als ob sie sich bemühten, das zusammenzudenken, was nicht zusammengedacht werden kann. Man sähe dann in der transzendentalen Erfahrung einen teratologischen Ausdruck (Derrida), in der immanenten Transzendenz eine offensichtlich inadäquate, weil unzureichende Formulierung (Lévinas). Ersteres bedeutete ihre Unmöglichkeit, zumindest in der kantischen Perspektive, wo das Phänomenale in keiner Weise für sich selbst transzendental ist, sondern formell apriorische Möglichkeitsbedingungen erfordert, die selbst weder phänomenal noch phänomenalisierbar sind: Eine transzendente Erfahrung wäre in diesem Fall eine reine *contradictio in adjecto*. Der derridasche Horizont der Kritik entfaltet sich an der anderen Grenze der Unmöglichkeit und lehnt die Trennung ab, die die Reduktion zwischen dem Natürlichen (dem Empirischen) und dem Transzendentalen einführt. Im Namen eines Denkens der Urkontamination sieht sich die transzendente Erfahrung infolge ihres Mangels an Verflechtung verabschiedet. Was die immanente Transzendenz betrifft, so ist sie ebenfalls Gegenstand zweier entgegengesetzter Kritiken: Die eine, von Heidegger (aber auch von Lévinas) inspiriert, legt das Gewicht auf die Transzendenz und hegt einen Verdacht gegen das Residuum der subjektiven (solipsistischen) Innerlichkeit, deren Vehikel der Ausdruck noch wäre. Die andere unterstreicht, wie Michel Henry,²⁹ die radikale Immanenz der Selbstaffektion und sorgt sich eher um die tendenziell empiristische, zumindest realistische Veräußerung, von der die Intentionalität der immanenten Transzendenz geprägt bleibt.

Jedes dieser beiden Syntagmen sieht sich Kritiken unterworfen, die einander spiegeln. Doch was auf dem Spiel steht, ist je etwas anderes. Im Fall der transzendentalen Erfahrung liegt die Alternative zwischen Trennung und Mischung, also entweder einfach zwischen "rein" und "unrein" oder zwischen Dualität und Einheit. Die Gefahr, die diese Kritiken bergen, ist die dialektische Lösung. Die "immanente Transzendenz" zeigt, auch wenn sie sich in eine solche Problematik ein-

schreiben läßt, andere Widerstände: Gewiß steht auch die Unterscheidung Außen/Innen oder – phänomenologisch ausgedrückt – Erscheinen/Nichterscheinen in Frage, doch die gemeinsame Gefahr, die sich in diesen Kritiken abzeichnet, ist eine Hermeneutik, deren Vorgehen darin besteht, das immanente oder das transzendente Ungedachte enthüllen zu wollen.

Im Grunde bezeugen solche Ausdrücke keinen Denkmangel, den die Dialektik oder die Hermeneutik zu beheben hätten. Sie rufen im Gegenteil einen neuartigen Intensivierungsmodus des Denkens hervor, indem sie ohne jedwede Konzession den Gegensatz aufrechterhalten, das heißt, indem sie die Dualität erscheinen lassen, ohne diese in der Einheit eines Begriffs aufheben zu wollen. Der Paragraph 85 der *Ideen I*, der wegen seines sogenannten residualen Hylemorphismus mehr als einem Leser problematisch erscheint, läßt sich damit von neuem und anders lesen. Es gibt keine "stofflosen Formen", keine "formlosen Stoffe", ruft Husserl dort im wesentlichen aus.³⁰ Sensuelle Hyle und intentionale Morphe bilden zugleich eine Dualität und eine Einheit: "Im ganzen phänomenologischen Gebiet (spielt) diese merkwürdige Doppelheit und Einheit von sensueller Hyle und intentionaler Morphe eine beherrschende Rolle."³¹ Wichtig ist hier, mehr denn sonst, das "und": Die Doppelheit im starren Gegensatz zu verstärken, wäre naiv; eine absolute Vereinheitlichung wäre spekulativ. Von neuem zeichnen sich zwei verschiedene, doch gleichermaßen metaphysische Gefahren ab. Die phänomenologische Dimension findet ihren richtigen Ort in dem folgenden Zwischenraum, der den massiven Gegensatz zusammenschweißt, während die Dualität die lebendige Spannung des Denkens aufrechterhält.

Das Schreiben findet seinen phänomenologischen Rhythmus in dieser stetigen und fortschreitenden Intensivierung der Dualitäten, die als solche aufrechterhalten werden und durch welche die Kristallisierung in einem Syntagma die "Umkehrung" nicht nur des Sinnes, sondern auch der Form hervorruft: Es gibt daraufhin weder eine Chronologie des Sinnes noch eine der Form. Die kontinuierliche Diskontinuität des Schreibens ermöglicht die Erfahrung, einen Moment als transzendentalen zu formulieren, bevor sich dieselbe Diskontinuität wieder in einem anderen natürlichen Bereich der Zeitigung einstellt. Dadurch ermöglicht sie – gemäß einem beständigen Hin-

und-Her, das als solches zwischen dem einen und dem anderen Pol aufrechterhalten wird – eine flüchtige Transzendentalisierung der natürlichen Bewußtseinsimmanenz.

4. Die Prädikativität des phänomenologischen Schreibens

Der oxymorische Charakter des Schreibens, den wir als Intensivierung der Anschauung und als vorbereiteten und doch plötzlichen Übergang vom Natürlichen zum Transzendentalen aufgedeckt haben, hebt dennoch nicht die allgemeine prädikative Ordnung der husserlschen Aussage auf. Man kann ein Staunen kaum unterdrücken, denn wie soll man für ein Schreiben plädieren, ein solches praktizieren, das durch oxymorische Kristallisationen gekennzeichnet ist und im Gegensatz zu dem sonst vorherrschenden diskursiven Fließen der Aussagen so viele Intensivierungs- und Bruchstellen, so viele Asyndeta aufweist sowie zugleich den prädikativen Rhythmus der Sprache aufrechterhält? Von einem streng heideggerschen Standpunkt aus fiel das Urteil ohne Widerruf aus: Man hätte es mit einer Sprache zu tun, die versucht, sich mittels des Oxymorons von der Metaphysik der formalen Logik zu befreien, aber nur von Zeit zu Zeit so weit kommt. Diese oxymorischen Kristallisationen wären phänomenologische Inseln in einer Sprache, die metaphysisch bleibt oder – in einem strenger husserlschen Modus – nur kurze Momente eines transzendentalen Ausdrucks innerhalb der natürlichen und weltlichen Diskursivität. Bis an diesen Punkt haben wir vorgegeben, eine solche Interpretation des Phänomenologischen zu unterstützen.

Nun läuft diese Interpretation darauf hinaus, radikal das Natürliche und das Transzendente, aber auch Metaphysik und phänomenologische Ontologie, entge-genzusetzen. Doch eine solche Entgegensetzung scheitert daran, den eigentümlichen Charakter jenes Gegenstandes zu erfassen, den das Schreiben als "Schrift" ausmacht. Es gibt kein transzendentales Schreiben, das rein wäre; es kann somit nicht in einem Gegensatz zur natürlichen Einstellung gedacht werden, die der Bereich unserer geläufigsten Ausdrucksmodalität wäre. Wenn das Modell der absoluten Undurchlässigkeit, der transzendentalen Reinheit hier versagt, so heißt dies jedoch nicht, daß dasjenige der Kontamination, der Mischung oder Unreinheit befriedigender wäre: Es trägt

nur zu einer allgemeinen Trübung des Transzendentalen bei. Alle Ausdrucksformen erhielten dann, sobald sie den Chiasmus, die Mischung, die Hybridisierung praktizieren, das Gütezeichen "phänomenologisch". Eine solche Trübung erlaubt es in keiner Weise, spezifische Züge des phänomenologischen Schreibens zu unterscheiden, noch zu einer möglichen Formalisierung dieses Schreibens überzugehen. Eine andere Möglichkeit wäre die Analogie, die darin bestünde, eine transzendente Sprache anzunehmen, die nur im Durchgang durch die natürliche Sprache, eben nur in Analogie zu ihr erreicht werden kann. Die Sprache ist notwendig weltlich, doch die nicht-erscheinenden konstitutiven Strukturen liefern ihre eigene transzendente Qualität. Diese Lösung, die E. Fink im Paragraphen 10 seiner *VI. Cartesianischen Meditation* vertritt, bleibt aber zu sehr kantisch geprägt – abgesehen davon, daß sie nicht auf der spezifischen Ebene des Schreibens selbst angesiedelt ist. Worin unterscheiden sich letztlich die nicht-erscheinenden konstitutiven Strukturen von den kantischen formalen Möglichkeitsbedingungen allen Erscheinens? Wenn es ein phänomenologisches – einschließlich eines transzendentalen – Schreiben gibt, muß es dann nicht in der einen oder anderen Weise selbst erscheinen, wenn es sich nicht selbst verleugnen will? Welches ist das eigentümliche Erscheinen eines Schreibens, dessen Transzendentalität deren nicht-erscheinenden Strukturen überantwortet wird?

Angesichts dieser methodologischen Schwierigkeit, die das mögliche (und notwendige) Erscheinen des Schreibens in seine phänomenologische Dimension hineinzieht, bietet es sich an, sich direkt mit den Aussagemodi selbst auseinanderzusetzen. Dazu werden wir mehr die *Schreibordnung* betrachten, die ihnen eigen ist, das heißt weder den Stil, der ihr innewohnt (diese Kategorie ist zu verschwommen, da zu subjektiv), noch die Textualität, die sie verkleidet (dies liefe darauf hinaus, strukturell ein Ganzes als organisches ins Auge zu fassen).

Wir können zu einer ersten Typologie der Äußerungsmodi übergehen, und zwar nach der Art, wie sie an spezifische Ausdrucksbereiche gebunden sind: 1. In den Schriften, die zur Veröffentlichung bestimmt sind, so selten sie auch sein mögen, bleibt die Schreibweise durchgehend prädikativ (dies ist zum Beispiel der Fall für die *Philosophie der Arithmetik*, die *Logischen Untersu-*

chungen und für den ersten Band der *Ideen*. Es trägt einer formalen Logik Rechnung, die sich in der sprachlichen Artikulation reflektiert. Es stellt sich damit die Frage, welche die phänomenologischen Kriterien dieses Schreibens sind. 2. In den Vorlesungen lenkt die mündliche und an den Adressaten gerichtete Finalität den Ausdruck in Richtung bestimmter formaler Indizien: Verweis auf vorhergehende Vorlesungen, Anspielungen auf das Auditorium, bis hin zum vollkommenen Verschwinden des Geschriebenen zugunsten einer mündlichen Rede. Durch I. Kern weiß man beispielsweise, daß die *Grundprobleme der Phänomenologie* nur dem Anfang einer Vorlesung entsprechen, die Husserl im Wintersemester 1910-11 hielt und mündlich weiterführte; wir besitzen heute davon keine Spur mehr. 3. In den Vorträgen befreit sich das Schreiben, ebenfalls durch die Gegenwart des Auditoriums zweckbestimmt, von den Zwängen der formalen Technizität. Husserl richtet sich dann an ein weiteres Publikum. Dies ist der Fall für die *Philosophie als strenge Wissenschaft* von 1911, wo die Polemik gegen Dilthey erscheint; für die unter dem Namen *Kaizo-Artikel* bekannten Vorträge von 1917-18, die an mobilisierte Offiziere gerichtet sind und deren thetischer Charakter auf Kosten der kritischen Analytik wieder hervortritt. Ebenso für den Vortrag über Kant von 1924, der zu einer synthetischen Schreibform Anlaß gibt; und auch für die Wiener oder Prager Vorträge von 1935 bis 1936, wo die Technizität gänzlich zugunsten einer thematischen Öffnung schwindet.

Doch diese erste Gliederung bleibt sehr unzureichend; sie erlaubt in keiner Weise, die möglichen Kriterien einer differenzierten phänomenologischen Schreibweise zu bestimmen. Eine formale Analyse einiger so gut wie zufällig ausgewählter Textauszüge sollte einem solchen Ungenügen abhelfen. Eine erste flüchtige Lektüre des Paragraphen 35 der *Ideen I* verrät, ebenso wie viele andere Paragraphen dieser Schrift, eine Sorge für das Aufzeigen, die sich mit einem Definitionswillen verbindet. Die häufige Wiederkehr imperativer Formen, die die Rede auf das Andere hin (das heißt unentwirrbar auf den Anderen und auf das Außertextliche der Erfahrung) öffnet, aber auch die Rede in der ersten Person, wo die Subjektivität ursprüngliche Intersubjektivität ist (wovon das "Wir" zeugt), die Vervielfältigung der Beispiele, die die Rede zu konkretisieren bestrebt sind, nicht zuletzt die Fülle der Deiktika, die wörtlich das Aufzeigen indizieren – all diese sprachlichen Merkmale tragen inmitten prädikativer Perioden zusammen dazu bei, das Schreiben in der erlebten Erfahrung zu ver-

ankern. Dies geht im übrigen so weit, daß das Schreiben hinter dem Sehen der Anschauung zurücktritt. Die Sorge um ein anschauliches Aufzeigen gehorcht einer ursprünglich beschreibenden Aufmerksamkeit. Der Ausdruck ist demnach nicht logisch aufgeladen, insofern die logischen Instrumente (der Kausalität, der Schlußfolgerung, der Implikation), zumindest anfangs, fast abwesend sind. Sie treten nur in Erscheinung, wenn der Definitionswille die Sorge um das Aufzeigen nach und nach soweit in den Schatten stellt, daß Kontraste ausgedrückt werden ("aber"), auf einen inneren Einwand geantwortet wird, der eine unbegründete Abgrenzung betrifft ("Das, was wir sagten . . ."), oder der Beschreibungsrahmen erweitert wird ("Man ist sich nicht nur bewußt") – bis zur ausdrücklichen Markierung der Definition am Ende. Doch die Sorge um die Definition manifestiert sich weiterhin und phänomenologischer darin, daß Anführungszeichen ausgiebig gebraucht werden (jeder neue Term oder Ausdruck ist damit versehen), daß Hervorhebungen wichtig werden und daß der Aussageakt ausdrücklich thematisiert wird ("Was wir gesagt haben . . . wir sprechen überdies").

Was den Paragraphen 11 der *Grundprobleme der Phänomenologie* betrifft, das heißt unseren zweiten ausgewählten Auszug, so bleibt zu fragen: Bietet er bemerkenswerte formale Indizien, die der Kategorie "Vorlesung" eigen wären? Zunächst wäre zu bemerken, daß der Unterschied zwischen "Vorlesung" und "veröffentlichter Schrift" hier nicht feststeht. Tatsächlich zögerte Husserl zuweilen nicht, Auszüge aus seinen Vorlesungen in ein zu veröffentlichendes Buch einzufügen.³² Dies berechtigt zu der Annahme, daß es zwischen den Schreibarten, die in diesen beiden Textformen am Werk sind, keine absoluten Unterschiede gibt. Tatsächlich findet man dort zum Beispiel ein durchgehendes Spiel zwischen dem "Wir" und dem "Ich". Dennoch werden so gut wie nie Beispiele angeführt: Sie werden durch Appelle an die "Evidenz" abgelöst, die mehr den Wert von Aussagen haben, die der Einfachheit halber das Sehen durch das Diskursive ersetzen, als daß sie wirkliche Gesten des anschaulichen Aufzeigens wären:

Es ist vom Gesichtspunkt der Sache, die, wenn man sie einmal gesehen hat, absolut evident, nicht anders zu sagen.³³ (Demzufolge ist die Re-konstruktion nicht weit): Jedenfalls *muß* es doch irgendwelche Satzgruppen geben, welche den in der Icherfahrung, in der Erfahrung von Seelischem liegenden Sinn aus-

einanderlegen und ihre Evidenz aus der Hineinversetzung in die vollkommene Gegebenheit der betreffenden Modi des Seelischen ziehen.³⁴

Die *konstruktive* Dimension der Diskursivität wird klar durch den Modus des "Müssens" angezeigt, der auf eine Form des Postulierens verweist, oder durch den Modus des "Wollens", der auf eine Forderung zurückgeht, die nicht notwendig verwirklicht ist: "Desgleichen, wenn wir ausweisen wollen, was zum Wesen von Erlebnissen gehört, sofern sie Erlebnisse von erlebenden Personen sind . . ."³⁵ Die Forderung der aufweisenden Beschreibung zeugt hier offenkundig von dem konstruktiven Charakter des Satzes. Indem er sich als ein Moment der Synthese und der Bilanz dessen präsentiert, was vorher erreicht wurde (um das 2. Kapitel zu eröffnen),³⁶ hat dieser Paragraph 11 tatsächlich einen eher darstellenden als einen beschreibend-analytischen Charakter. Er registriert eher Resultate, als daß er streng genommen die Erfahrung erneut durchführt. Dies ist offensichtlich der Fall für den ersten Absatz, der explizit das vorher Erreichte zusammenfaßt (weshalb die Form der Vergangenheit und der ersten Person Plural verwendet wird), aber auch im Grunde für die folgenden Absätze: Die Fragen bleiben rhetorisch, der Appell an die erste Person Singular rein abstrakt. Der zweite Absatz ist gänzlich mit Fragen durchzogen, die jedoch ihre Antwort schon in sich tragen – was Husserl zu Beginn des folgenden Absatzes einräumt.³⁷ Der artifizielle Charakter des "Ich" zeigt sich am Ende des Paragraphen, wenn Husserl neuerlich ohne ersichtlichen Grund zum "Wir" übergeht: "Desgleichen, wenn wir ausweisen wollen . . ." Der phänomenologische Charakter des Schreibens erscheint somit extrem lückenhaft, besonders gemessen an dem vorhergehenden Auszug aus den *Ideen*. Es sei denn, man müßte aus der formalen Analyse dieses Auszugs schließen, daß der deskriptive Gehalt immer schon konstruktive Anteile aufweist, die je nach gewähltem Ausschnitt mehr oder weniger expliziert werden.

Wenn man sich schließlich der Aussageform zuwendet, die in den Vorträgen überwiegt, so entdeckt man dort unerwartet einen Ton, der weder analytisch noch konstruktiv ist, sondern von einem Elan getragen wird, den man als lyrisch oder sogar als prophetisch kennzeichnen könnte. Um seine Zuhörerschaft zu überzeugen, kann Husserl nicht die Askese der Askese praktizieren, die ihm sonst gewohnt und

eigen ist. Es kommt zu weit ausgreifenden syntaktischen Konstruktionen, die von ihrer Teleologie angetrieben werden.³⁸ So vollzieht sich die erste vorgreifende Definition Europas vollständig in einer Konstruktion, die an die Anschauung appelliert:

Im geistigen Sinn gehören offenbar die englischen Dominions, die Vereinigten Staaten usw. zu Europa . . . Es handelt sich hier offenbar unter dem Titel Europa um eine Einheit eines geistigen Lebens, Wirkens, Schaffens . . . Den Personen, Personenverbänden und all ihren Kulturleistungen soll damit ein allverbindender Charakter erteilt sein.³⁹

Die beiden folgenden Paragraphen schreiten eher in einem ausgreifenden als in einem verdichtenden Modus voran, indem sie die geschichtlichen Wirklichkeiten, die in der Idee Europas aufgehoben sind, aufzählen und stetig erweitern. Der Lyrismus erreicht seinen Höhepunkt in dem letzten Satz, der die stilistische Form eines ausgespannenen Vergleichs zwischen der Menschheit und dem Meer annimmt. Darin spezifische Ausprägungen eines phänomenologischen Schreibens zu sehen, kann kaum überzeugen. Man hat eher den Eindruck, daß in diesen zugänglicheren Texten die Themen und die Methode es übernehmen, die Rede auf einer phänomenologischen Ebene anzusiedeln. Im übrigen ist die Erweiterungsstruktur der Sätze dem Schreibmodus der Entfaltung von Implikationen in jener Manuskriptstelle nicht unähnlich, die wir weiter oben kommentiert haben – mit dem Unterschied, daß diese Manuskriptstelle Intensivierungsschwellen anstrebt, die im Hinblick auf einen Übergang zum Transzendentalen erforderlich sind. Im Europa-Vortrag jedoch kann man bezweifeln, ob die transzendente Ebene der Erfahrung je erreicht wird.

Die Untersuchung zur husserlschen Schreibpraxis, die wir hier durchgeführt haben, läßt die extrem heterogenen Schreibmodi hervortreten, die im Spiel sind. Wenn man auch dadurch keine endgültigen Kriterien dessen zu gewinnen vermag, was ein phänomenologisches Schreiben sein kann oder sein könnte, so läßt sich offensichtlich dennoch behaupten, daß ein solches Schreiben, wenn es wirklich existiert, durch eine natürliche Vielfältigkeit seiner Ausdrucksmodi gekennzeichnet ist. Kurz gesagt gibt es nicht *ein* phänomenologisches Schreiben, dessen Tugend Einheitlichkeit wäre. Doch damit ist bis auf weiteres nur ein negatives Kriterium für die Annäherung an ein sol-

ches Schreiben gewonnen. Aus der vorliegenden Untersuchung des Schreibens, wie es der Begründer der Phänomenologie praktiziert hat, lassen sich jedoch zwei weitere mögliche Kriterien entwickeln, die für sich selbst genau zu prüfen oder mittels zusätzlicher Analysen sogar zu bestätigen wären:

1. Es gibt einen besonderen Zeitrhythmus dieses Schreibens, der durch das Umgehen der linearen Sukzessivität von Vorher-Nachher gekennzeichnet ist, sowie als indirekte Folge davon: Es wird eine Vorgängigkeit des Schreibaktes gegenüber dem Sinn selbst gefördert, so daß der Schreibakt sich als treibende Kraft des Aufkommens von Sinn erweist.

2. In den Vordergrund tritt die Sorge um das anschauliche Aufzeigen, das die konkrete Beschreibung von Beispielen durchlaufen muß. Diese beiden Charakteristika bedingen also oxymorische oder bildhafte Kristallisationsformen, welche uns in die Nähe einer Forderung bringen, die wir spontan als "poetisch" kennzeichnen möchten.

(Aus dem Französischen von Daniel Oskui
und von der Autorin revidiert)

Anmerkungen

¹ In dieser Hinsicht bildet die Verwendung des Begriffs "Schreiben" (*écriture*) in diesem Text zugleich unsere Schuld angesichts der kritischen Problematik J. DERRIDAS und unsere Distanzierungen in bezug auf sein Denken. Letztere erscheinen deutlicher im Licht der deutschen Sprache: Das Werk "L'écriture et la différence" von J. DERRIDA wurde unter dem Titel "Die Schrift und die Differenz" ins Deutsche übersetzt, wobei *Schrift* vor allem den graphischen Aspekt des Ausdrucks übersetzt. Im Gegensatz dazu ließ der auf die Schreibweise Husserls gelegte Akzent unseres Textes den Übersetzer scharfsinnig den Ausdruck *das Schreiben* wählen, der den dynamischen Prozeßcharakter einer *écriture* im Vollzug unterstreicht.

² I. KERN, Vorwort, in: E. HUSSERL, Zur Phänomenologie der Intersubjektivität, 1. Teil: 1905-1920 (Husserliana XIII), Den Haag: Nijhoff 1973, S. XVIII. Vgl. auch H. L. VAN BREDA, Vorwort, in: E. HUSSERL, Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge (Husserliana I), Den Haag: Nijhoff ²1963, S. IX f.

³ Im Gegensatz zu M. HEIDEGGERS Praxis der Tautologie, die im Gefolge NIETZSCHES verbalisiert, um die prädikative Form zu ent-substantialisieren (vgl. M. HAAR, Heidegger et l'essence de l'homme, Grenoble: Millon 1990, 148-154), zersetzt die husserlsche Nominalisierung die Prädikativität durch die Unterdrückung verbaler Instrumente. Dieser Gebrauch wird von den "Logischen Untersuchungen" (LU) an the-

matisiert, wo HUSSERL zwischen den konkreten, individuellen Eigennamen und den abstrakten Namen unterscheidet, die aus dem Bereich prädikativer Bedeutung stammen. Vgl. LU I (2. Band, 1. Teil), Niemeyer: Tübingen ⁵1968, 221-224 (§ 42); LU VI (2. Band, 2. Teil), Niemeyer: Tübingen ⁴1968, 128-130 (§ 40) und 156-160 (§ 49). Vgl. auch die IV. LU im Ganzen, die einer reinen logischen Grammatik gewidmet ist und der Nominalisierung ein starkes Vorrecht einräumt.

⁴ Vgl. zum Beispiel E. HUSSERL, *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*, 3. Teil: 1929-1935 (Husserliana XV), Den Haag: Nijhoff 1973, 666 f. (Text Nr. 38).

⁵ *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*, 2. Teil: 1921-1928, Den Haag: Nijhoff 1973, 36 (*Hvh. N. D.*).

⁶ Vgl. dazu auch M. HEIDEGGERS "Beiträge zur Philosophie" (Frankfurt/M: Klostermann 1989) für ein paralleles und extremes Beispiel einer ausschließlich monologischen Meditation, oder auch das Eingeständnis R. INGARDENS im Vorwort zu "Streit um die Existenz der Welt" (Tübingen: Niemeyer 1964, S. X f.): "An Leser hatte ich damals nicht gedacht. – Ich schrieb für mich selbst, da die Gedanken beim Schreiben manchmal reifen und jedenfalls in der sprachlichen Formulierung erst ihre präzise Ausprägung erlangen." Ich danke J.-F. PESTUREAU, die mich auf diese Stelle aufmerksam machte.

⁷ In: E. HUSSERL, *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität I*, S. XIX. Ähnlich schreibt H. L. VAN BREDa in dem bereits angeführten Vorwort zu den "Cartesischen Meditationen" (S. X), daß HUSSERL "von 1900 an übrigens nicht mehr denken konnte, ohne zu schreiben. Er arbeitete zwischen sieben und zehn Stunden täglich an seinem Schreibtisch. Die Tatsache, daß die unzähligen persönlichen Aufzeichnungen, die meist datiert und sorgfältig geordnet sind, relativ lesbare und korrekt redigierte Texte bilden, erhöht in einzigartiger Weise ihre Bedeutung. Wir sind so im Besitz eines philosophischen Tagebuchs von unvergleichbarer Treue, in dem der Verfasser uns die konkrete Weise beschreibt, wie er die Probleme, die er behandelt, entdeckt und gelöst hat." Hier findet sich, was für alle von Interesse ist, die zu verstehen suchen, wie Husserl konkret und praktisch vorging, um – zum Beispiel – die Reduktion zu vollziehen.

⁸ In: E. HUSSERL, *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität I*, S. XIX.

⁹ Vgl. N. RUWET, *Langage, poésie, musique*, Paris: Seuil 1972, 135 ff.: "Quelques remarques sur le rôle de la syntaxe musicale".

¹⁰ Vgl. M. HEIDEGGERS Vorbemerkung zu E. HUSSERL, *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*, Tübingen: Niemeyer 1928, 367 f.: "Dem Text wurde, von äußeren, den Stil nicht berührenden Glättungen abgesehen, der bewegliche Charakter der Vorlesung gelassen. Die freilich immer wieder wechselnden Wiederholungen wichtiger Analysen blieben im Interesse einer konkreten Nachprüfung des Verständnisses erhalten."

¹¹ *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität III*, 666 (Text Nr. 38).

¹² Ebenda 667.

¹³ Unter Rekurrenz verstehen wir hier die einfache Wiederkehr derselben formalen Periode und nicht einer Palindromstruktur, wie sie besonders in der seriellen Musik vorkommt.

¹⁴ Zur Phänomenologie der Intersubjektivität III, 667.

¹⁵ Von einem strikt derridaschen Standpunkt aus wäre dieser Ausdruck in sich widersprüchlich.

¹⁶ E. HUSSERL, Zur Phänomenologie der Intersubjektivität III, 667 (Text Nr. 38).

¹⁷ E. FINK begreift dieses Verhältnis im Paragraphen 10 seiner "VI. Cartesianischen Meditation" (Husserliana-Dokumente II/1), Dordrecht: Kluwer 1988 als Analogie.

¹⁸ Dies läuft eindeutig der hermeneutischen These von der Vorgängigkeit des Sinnes zuwider und trifft sich mit der Kritik DERRIDAS an der Hermeneutik.

¹⁹ Vgl. die Einleitung zur französischen Übersetzung der "VI. Cartesianischen Meditation" (Grenoble: Millon 1994), 45-47; LU II, 30 (§ 50); Cartesianische Meditationen, 77 (§ 16).

²⁰ Und zwar durch ein Werkzeug des Widerspruchs oder des Widerstreits, das jenem ursprünglichen, doch nicht prädikativen Werkzeug der Negation entspricht – etwa; "nicht rot, sondern grün", "nicht kugelig, sondern eingebeult". Vgl. Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik, Meiner: Hamburg, 6. verb. Aufl. 1985, § 21: a) Der Ursprung der Negation (S. 94-98).

²¹ Vgl. P. Fantanier, Les figures du discours, Paris: Flammarion 1977, Art. "Paradoxisme" (S. 137): "*L'artifice de langage par lequel des idées et des mots, ordinairement opposés et contradictoires entre eux, se trouvent rapprochés et combinés de manière que, tout en semblant se combattre et s'exclure réciproquement, ils frappent l'intelligence par le plus étonnant accord, et produisent le sens le plus vrai comme le plus profond et le plus énergétique.*" ("Kunstgriff der Sprache, durch den Ideen und Wörter, die gewöhnlich entgegengesetzt sind und sich widersprechen, in der Weise zusammengedrückt und kombiniert werden, daß sie, obwohl sie sich weiterhin zu bekämpfen und gegenseitig auszuschließen scheinen, den Intellekt mit einer verblüffenden Übereinstimmung frappieren und so den wahrsten, tiefsten und kraftvollsten Sinn hervorbringen." Übers. von D. OSKUI)

²² Isidor von Sevilla, Origines 2, 8.1.

²³ Vgl. das Larousse-Wörterbuch. Das etymologische Larousse-Wörterbuch hingegen gibt für *moron* eine andere Etymologie an: Es bringt *moron* mit der Idee des Wahnsinns in Verbindung.

²⁴ Zur Unterscheidung zwischen Ko-existenz und Ko-inzidenz der Gegensätze vgl. G. Vallin, La perspective métaphysique, Paris: Dervy 1977, 127.

²⁵ Die französische Sprache erlaubt es, mit den Wörtern *fait*, *faire* und *défaire* zu spielen, was im Deutschen schwer möglich ist.

²⁶ Zur Phänomenologie der Intersubjektivität III, 669 (Text Nr. 38).

²⁷ Ebenda 670. Daß Husserl den Vollzug der Reduktion durch beigefügte Anführungszeichen materialisiert, ist bekannt. Vgl. Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, I. Buch (Husserliana III/1), Den Haag: Nijhoff 1976, § 89 (S. 205 f.): "Es ist klar, daß alle diese beschreibenden Aussagen, trotzdem

sie mit Wirklichkeitsaussagen gleichlauten können, eine radikale Sinnesmodifikation erfahren haben; ebenso wie das Beschriebene selbst, obschon es sich als 'genau dasselbe' gibt, doch ein radikal anderes ist, sozusagen vermöge einer umkehrenden Vorzeichenänderung 'in' der reduzierten Wahrnehmung (im phänomenologisch reinen Erlebnis) finden wir, als zu ihrem Wesen unaufhebbar gehörig, das Wahrgenommene als solches, auszudrücken als 'materielles Ding', 'Pflanze', 'Baum', 'blühend' usw. Die Anführungszeichen sind offenbar bedeutsam, sie drücken jene Vorzeichenänderung, die entsprechende radikale Bedeutungsmodifikation der Worte aus . . . Der Baum schlechthin kann abbrennen . . . Der Sinn aber – Sinn dieser Wahrnehmung . . . kann nicht abbrennen, er hat keine chemischen Elemente, keine Kräfte, keine realen Eigenschaften."

²⁸ E. HUSSERL, Zur Phänomenologie der Intersubjektivität III, 670.

²⁹ Vgl. Radikale Lebensphänomenologie. Ausgewählte Studien zur Phänomenologie, Freiburg/München: Alber 1992, 61-136: Die phänomenologische Methode.

³⁰ Ideen zu einer reinen Phänomenologie I, 193.

³¹ Ebenda 192 (§ 85).

³² Vgl. Grundprobleme der Phänomenologie, in: E. HUSSERL, Zur Phänomenologie der Intersubjektivität I, 141 (Text Nr. 6), Anm. 1 des Herausgebers.

³³ Ebenda 140.

³⁴ Ebenda (*Hvh. N. D.*).

³⁵ Ebenda (*Hvh. N. D.*).

³⁶ Die Gliederung in Kapitel und Paragraphen, die sich dem Herausgeber verdankt, gibt gut den Rhythmus und die Entwicklung der Vorlesung wieder.

³⁷ Zur Phänomenologie der Intersubjektivität I, 139: "Nun habe ich soeben, sofern ich von Erkenntnis im subjektiven Sinn sprach, scheinbar die Antwort gegeben." "Läßt es nicht auch eine apriorische Erwägung zu? Gewiß."

³⁸ Vgl. Die Krisis des europäischen Menschentums und die Philosophie, in: E. HUSSERL, Die Krisis des europäischen Menschentums und die transzendente Phänomenologie (Husserliana VI), Den Haag: Nijhoff ²1976, 318 f., von "Wir stellen die Frage: Wie charakterisiert sich die geistige Gestalt Europas . . ." bis "Es ist wie ein Meer, in welchem die Menschen, die Völker . . . Wellen sind, die einen darin reicher, . . . die anderen primitiver."

³⁹ Ebenda 318 f.